

JULIA
DIBBERN

ZUG
VÖGEL
WIE
WIR

JULIA
DIBBERN

ZUG
VÖGEL
WIE
WIR

ROMAN

LIMES

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Penguin Random House FSC® Noo1967

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 by Limes

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Catherine Beck

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: Shutterstock: (marukopum, Sonja Filitz)

BSt/JS · Herstellung: KH

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung:

Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2793-5

www.limes-verlag.de

»Wenn ein Kranichjunges aus dem Nest fällt,
kreisen die Altvögel teilweise tagelang.«



Außen – an einem großen See – Sonnenuntergang

Blick in den orangeroten Abendhimmel. Zu Tausenden kommen die Kraniche an ihren Rastplatz, die Geräuschkulisse ist atemberaubend. Wind, das Rauschen unzähliger Schwingen und die Rufe, auf und ab oszillierende Eindringlichkeit.

Schilfhalme wiegen sich, dunkle Silhouetten im Vordergrund. Auf dem Wasser schillert die Reflexion des Himmels in allen Farben des Sonnenuntergangs.

EVA (voice-over)

Ich war immer gern draußen, als Kind schon. Aber irgendwie ist das im Alltag verloren gegangen. Im Alltag geht ja vieles verloren, wenn man nicht aufpasst. Und manchmal ... manchmal ist es schwierig, das wiederzufinden.

Mein letztes Jahr war hart. Es wäre sehr leicht gewesen, aufzugeben. Zu Hause zu sitzen und um meinen Hund und eigentlich über mein ganzes sinnloses Leben zu trauern und nicht zu wissen, was ich damit eigentlich anfangen soll.

Doch dann kam die Einladung meiner Freundin Luise, und jetzt bin ich auf einmal hier und fahre mit diesem alten Fahrrad den Kranichen hinterher.

Anfangs dachte ich, ich tue das nur für Luise, um ihr

zu beweisen, dass ich ... keine Ahnung. Nicht so träge bin, wie sie denkt, vielleicht. Aber jetzt gerade fühlt es sich an, als hätte es nie eine andere Möglichkeit gegeben, als wäre genau das schon immer der Plan gewesen. Ich weiß nicht, klingt es blöd, wenn ich sage, meine Seele hat verlangt, dass ich jetzt hier stehe?

Eva lehnt am Geländer eines Holzstegs und lässt den Blick schweifen. Sie ist eine Frau Mitte fünfzig mit grau durchsträhnten hellbraunen Haaren, kinnlang. Ihr Gesicht ist ebenmäßig, Lachfalten um die Augen als Kontrast zu einem strengen – bitteren? – Zug um den Mund.

Im Hintergrund weitere Menschen. Ein rotes Schwedenhäuschen. Vereinzelte Bäume, deren Blätter sich allmählich rot und gelb färben.

Und über alldem Tausende, Abertausende von Kranichen, bis dorthin, wo Himmel und Horizont verschmelzen. Kraniche, die ankommen, kreisen, sich niederlassen und dabei ihr Lied singen.

Eva sieht zu den Kranichen auf.

EVA

Verrückt, oder? Ein bisschen?

...

Liebe Sophie,

*so lange habe ich nichts von dir gehört. Wie geht es dir, mein
Liebling? Brauchst du was?*

Es ist so schade, dass ...

Liebe Sophie,

*auch wenn wir lange nichts voneinander gehört haben,
möchte ich dir heute schreiben. Mein Herz schmerzt immer
noch, und ich denke jeden Tag an dich und frage mich, was ich
nur falsch gemacht habe. Ich wünschte ...*

Meine liebste Sophie ...

Hallo Sophie,

*ich weiß, du willst im Moment keinen Kontakt zu mir. Es
bricht mir immer noch das Herz. Jeden Tag denke ich an dich.
Geht es dir gut?*

Heute schreibe ...

Liebe Sophie,

ich sitze am Küchentisch. Immer wenn ich hier sitze und meinen Tee trinke, fährt mein Finger an der Kerbe in der Tischkante entlang, die du mit dem Küchenmesser dort hineingeschnitten hast, als du fünf warst. Neulich fiel mir das auf, seither versuche ich, es mir abzugewöhnen.

Vor mir liegt das Foto von dir und von Oscar als Welpe. Weißt du, das, auf dem du so ausgelassen lachst und er dir durchs Gesicht schleckt.

Etwas sehr Trauriges ist letzte Woche passiert ...

Hallo Sophie,

wie geht es dir?

Oscar ist jetzt im Hundehimmel. Letzte Woche musste ich ihn einschläfern lassen.

Liebe Grüße

von deiner Mama

Västergötland, Ende August

Die Sonne steht tief am noch blauen Himmel, die Luft trägt die erste ganz leise Ahnung eines kühlen Abends mit sich. Bei jedem Schritt knirscht der sandige Feldweg unter meinen Füßen, vereinzelte Insekten summen. Über den Himmel ziehen immer wieder Gruppen von Kranichen und geben dabei ihre einzigartigen Laute von sich, direkt um mich herum jedoch ist es spätsommerstill. Eine Stille, die zu groß ist, um mich in ihr zu ertragen.

Instinktiv greife ich in die Hosentasche, aber mein Handy liegt zum Laden bei Luise im Wohnzimmer. In Luises hübschem schwedischen Gutshaus. Ich habe es halb absichtlich liegen lassen, um allein zu sein, und halb vergessen, weil ich einen Moment einfach nur rauswollte aus der Idylle dieser redenden und miteinander lachenden Familie. Sie wohnen zu acht auf Lindgård: Luise und Peter, ihre jüngste Tochter Kia, Kristoffer, der so alt ist wie Sophie, mit seiner Partnerin Mikaela, dem Baby und dem vierjährigen Ludvig, dazu Peters neunzigjährige Mutter Anna. Außerdem ungefähr fünf Katzen, ein paar Hühner und die beiden Tierschutzhunde Karlfried und Lieschen.

»Bist du okay?«, hat Luise gefragt, während ich mir die Stiefel schnürte. Sie stand in der Tür zum lichtdurchfluteten Wohnzimmer, in dem ihr Enkelsohn Ludvig auf dem Sofa

herumsprang, eine Silhouette im Gegenlicht, mit sechszig-fünfzig ebenso zart wie damals mit fünfundzwanzig.

»Ja, ich brauche nur einen Moment für mich.« Es war wahr und gleichzeitig gelogen. Denn ich fühle mich wohl in Luises Familie. Ich gehöre dazu, sagt sie, und Ludvig nennt mich manchmal Oma Eva. Aber es gibt Momente, in denen ich mitten in dieser lauten, lustigen Menge einsamer bin, als ich es allein wäre, und dann muss ich gehen, entweder in meine Gästewohnung oder ganz raus.

»Wenn du Lust hast, lauf doch zum Kranichsee«, hat Luise gesagt. »Ich muss mich ja leider um die Meute kümmern, sonst würde ich mitkommen.«

Ich habe meinen Schnürsenkel festgezogen und mich aufgerichtet. »Sind sie schon da? Die Kraniche, meine ich.«

»Ich hatte noch keine Zeit, nachzusehen, aber sie fliegen seit ein paar Tagen übers Haus, und Kia sagt, die ersten rasten schon hier.«

Eines Tages werde ich nicht mehr vergleichen. Ich werde mir nicht ein Leben wie Luises Leben wünschen, keinen Mann wie Peter und keine Familie, in der alle miteinander sprechen, singen und musizieren. Ich werde einfach mit meinem freundlichen kleinen Leben zufrieden sein.

Links von meinem Weg liegt eine Wiese, rechts eine Reihe Bäume und Büsche. Wenigstens die Landschaft ist nicht aufregender als die zu Hause in Deutschland. Alles hier könnte ebenso gut in Schleswig-Holstein sein oder irgendwo zwischen Bielefeld und Münster. Allerdings würden dort wohl keine Felsen die Wegbiegung markieren.

Der Stein ist trocken und warm vom Tag, ich klettere ungelenk darauf und ziehe die Füße hoch. Nun, da das Geräusch meiner Schritte verstummt ist, sind die trompeten-

artigen Rufe der Kraniche lauter. Wie mag es Sophie jetzt gehen? Ist sie glücklich? Sie hat nicht geantwortet, als ich ihr geschrieben habe, dass ich Oscar einschläfern lassen musste. Aber vielleicht stimmt ihre E-Mail-Adresse auch nicht mehr.

Eine Mücke sirrt an meinem Hals, ich erschlage sie, bevor sie stechen kann, und mit ihr die Gedanken an Sophie. Einen Moment lang gelingt es mir, sitzen zu bleiben und einfach diesem hereinbrechenden Abend zuzuhören. Stille, Kranichrufe, Bienen, eine Mücke an meinem Knöchel. Stille.

Sonnenschein auf meinem Gesicht. Ich schließe die Augen.

Ich bin hier, denke ich sehr bewusst. Ich bin jetzt. Mir mangelt es an nichts.

In meinen Haaren verfängt sich eine weitere Mücke, ich lasse mich von dem Felsen zurück auf den Weg rutschen. Früher ging so was geschmeidiger.

Mein Blick bleibt an zwei Kranichen hängen, die weit vor mir über einem Gebüsch kreisen. Zuerst bemerke ich es nicht, aber dann werde ich schneller, denn die Vögel kreisen wie zwei Suchhubschrauber. Immer wieder stoßen sie dabei Rufe aus. Vielleicht bilde ich es mir ein, vielleicht erkennt irgendein Teil in mir auch andere Geschöpfe in Not. Ohne darüber nachzudenken, eile ich auf die Stelle zu. Die beiden Vögel kreischen lauter, alarmiert. Kurz denke ich, einer der beiden wird sich raubvogelartig auf mich stürzen, aber sie schrauben sich unter Empörungsrufen weiter in den Himmel. Etwas ist dort vorn in diesem Gebüsch, und es braucht meine Hilfe.

Der Vogel sitzt am Boden zwischen zwei Büschen, reglos wie erstarrt. Ein junger Kranich? Sein Schnabel steht offen,

der Blick aus dem mir zugewandten Auge hält mich fest.
Warum fliegt er nicht weg?

Behutsam schiebe ich einige Zweige zur Seite und nähere mich. Getöse und Gekreische über mir, die beiden Vögel am Himmel mögen nicht, was ich tue. Der Brustkorb des Jungen hebt und senkt sich, die Eltern – es müssen die Eltern sein – protestieren. Das Junge stößt nun ebenfalls einen Schrei aus, der mich zurückstolpern und rückwärts auf den Boden fallen lässt.

Auge in Auge sitzen wir nun, der Kranich und ich, der spitze Schnabel kaum zwei Meter von mir entfernt. Wieder schreit er, schlägt mit den Flügeln, trifft Äste und Laubwerk, doch er hebt nicht ab.

Zitternd schiebe ich mich auf dem Hintern sitzend rückwärts, weg von den riesigen Flügeln und dem Schnabel. Und auch weg aus dieser Nähe, die dem Vogel solche Angst macht. Erneut versucht er abzuheben, scheitert und sinkt zusammen.

Ich habe keine Ahnung von Kranichen oder Vögeln überhaupt, aber dieses Tier braucht eindeutig Hilfe. Und ich, Herzklopfen hin oder her, bin der einzige Mensch, der sie organisieren kann. Ohne mein Handy bleibt mir nichts übrig, als zu rennen. Ein paar Meter, dann japse ich nach Luft, gehe im Staccatoschritt weiter, renne, gehe, stolpere. Meine Füße stampfen wie gedämpfte Paukenschläge, mein Atem fiept. Ich habe Seitenstiche, der Schweiß läuft mir von der Stirn, ich fange mir nun doch einen Mückenstich ein. Endlich kommt Luises Sommerhaus in Sicht. Ich mache mir nicht die Mühe zu klingeln, sondern laufe direkt in den Garten.

»Kranich. Am See. Verletzt.«

Luise drückt mir ein Glas selbst gemachter Zitronenlimonade in die Hand, ich japse noch kurz, dann trinke ich einen Schluck und erzähle in ganzen Sätzen.

Noch bevor ich fertig bin, übernimmt Kia das Kommando. Sie ist erst einundzwanzig, aber sie hat früher schon in der Kranich-Infostation am See gejobbt. Sie weiß, wen sie anrufen muss. Ich beschreibe möglichst genau, was ich wo gesehen habe.

»Möglichst wenig Menschen«, sagen die Tierschützerinnen, »um die Vögel nicht unnötig aufzuregen.« Das Einzige, was wir tun könnten, sei den Weg zu beiden Seiten zu sichern und eventuell dort spazierende oder Rad fahrende Menschen abzufangen. Immerhin habe ich richtig gehandelt, indem ich mich sofort wieder zurückgezogen habe, erklärt mir Kia nach dem Gespräch. Viele junge Kraniche geraten wohl erst in Not, weil Menschen denken, sie wären von ihren Eltern verlassen, aber in Wirklichkeit sind sie bloß auf Futtersuche. Die Leute sammeln sie dann ein, und sie müssen mühsam von Hand aufgezogen werden und können nur mit sehr viel Mühe wieder in die Natur zurückkehren und das ihnen bestimmte Leben leben.

Wenigstens das habe ich richtig gemacht.

All meine Knochen protestieren, doch ich lasse es mir nicht nehmen, dabei zu sein. Dieses Mal gehen Luise und ich zusammen. Es ist das erste Mal, seit ich in Schweden bin, dass wir wirklich Zeit zu zweit haben, ohne ihren Enkelsohn, der spielen will, ohne ihre Kinder, die vom Studium oder von der Arbeit erzählen, ohne Peter, der mich in Beschlag nimmt und alles über Geldanlagen in Deutschland wissen möchte.

Inzwischen ist es kurz vor neun, die Sonne steht groß und rot über dem Horizont, das Abendlicht taucht Luise, mich, die Wiese und den Weg in ein unwirklich goldenes Licht. Luise hat eine weite Strickjacke um die schmalen Schultern geschlungen, die langen hellen Haare sind offen. Sie sieht aus wie aus einem schwedischen Kinderfilm.

»Was ist?«, fragt sie.

»Du bist schön«, sage ich.

Sie lacht. »Ja, schön faltig.«

»Nein, ehrlich schön.«

»Sollst du lügen? Ich entdecke jeden Tag neue Falten.«

»Was dich nicht weniger schön macht, sondern nur interessanter.«

»Ist wie mit den grauen Haaren, oder? Bei anderen findet man die immer gut.«

»Ich mag deine.«

Sie lächelt. »Siehst du?«

Schweigen, sie zieht die Strickjacke um sich.

Ich will von Sophie erzählen und dann auch wieder nicht. Weil ich nicht immer die sein will, die jammert. Oder weil ich damit einmal mehr aussprechen würde, was wir beide wissen: dass von meinen großen Lebensträumen nur noch ein paar klägliche Scherben übrig sind, während Luises Leben auf allen Ebenen schillert und glänzt und rundherum vorzeigbar ist?

Endlich haben wir Zeit füreinander, und nun gehen wir schweigend. Seite an Seite, aber jede in ihren Gedanken. Wie kann es sein, dass meine Luise, der einzige Mensch in meinem Leben, mit dem ich schon die Kindheit geteilt habe, so weit weg ist von mir?

Unsere Schritte knirschen wie meine vorhin. Vom See her

dringt das Konzert Tausender Vögel. Meine Füße schmerzen, schon wieder summt mir eine lästige Mücke um den Kopf.

Luise holt Luft, ich bin sicher, sie will etwas sagen, aber sie schweigt.

»Wie geht es deinem Bruder?«, frage ich.

»Gut, soviel ich weiß. Du kennst ihn, er ist nicht der, der von sich aus Kontakt hält.«

»Aber zwischen euch ist alles okay?«

Sie nickt und zögert einen Moment zu lange. »Ja«, sagt sie dann. »Er und Insa radeln gerade durch Georgien, mit Zelt und Rucksack und so.«

»Spannend.«

»Findest du? Ich finde, es klingt anstrengend und nervig. Und unbequem. Aber vielleicht bin ich auch bloß neidisch, weil die keine Verantwortung für irgendwas und irgendwen haben, und ich halte hier diesen ganzen Laden zusammen.«

»Ich hatte immer den Eindruck, das ist genau das, was du willst. Die ganzen letzten Tage dachte ich: Luise ist die einzige Person, die ich kenne, die ganz genau ihr Wunschleben lebt. Du hast deine Musik, du hast die Familie mit Kindern und Enkeln, und alle mögen sich und reden miteinander, und es ist so unfassbar ... schön. Perfekt geradezu.«

Luise lacht auf. »Das sieht nur so aus.«

»Ist es das nicht?«

»Doch, im Großen und Ganzen habe ich es schon ziemlich gut. Und jedes Mal, wenn ich wegen irgendwas rumheulen will, schaue ich mich streng im Spiegel an und sage mir: Luise, was hast du für ein unfassbares Glück, dass du heute Abend zu dieser Orchesterprobe fahren kannst.«

»Hast du ja auch.«

»Trotzdem würde ich manchmal gern einfach faul rumhängen.«

»Versteh ich gut. Ich glaub dennoch, du hast es alles in allem sehr, sehr gut getroffen. Und wer will nicht manchmal nichts tun?«

»Wahrscheinlich ist es eh besser, einfach dankbar zu sein für das, was man hat, als rumzuaunern.«

Ich muss über das Wort lachen. »Wahrscheinlich schon.«

Inzwischen sind wir an der Abzweigung zu dem Feldweg angekommen, wo ich den Kranich gefunden habe. Über uns, im dunkler werdenden Himmel, halten die beiden Vögel, die ich vorhin schon für die Eltern meines Kranichs gehalten habe – wenn es denn dieselben sind – immer noch Ausschau.

»Auf jeden Fall ist es toll, dass Anton und seine Frau einfach so eine Reise machen können.«

»Könntest du auch«, sagt Luise.

»Im Leben nicht. Zu viele Mücken. Und mein Rücken würde sich schön beschweren über das Schlafen im Zelt.«

»Anton behauptet ja, man würde sich dran gewöhnen.«

»Anton ist auch noch jung.«

»Anton ist zweiundfünfzig.«

»Sag ich doch.«

Aus dem Augenwinkel sehe ich Luise schmunzeln.

Wir werden langsamer. Beinahe haben wir die Stelle mit dem Kranichjungen erreicht. Ein dunkelgrüner Transporter parkt dort, daneben eine Frau in Arbeitshose und -jacke.

»Das ist Karine.« Luise ruft ihr etwas zu, die Frau antwortet – auf Schwedisch natürlich –, und Luise erklärt mir, dass wir uns jetzt doch nähern dürfen, sie haben den jungen

Kranich bereits ohne unsere Absperrhilfe gesichert. Er ist tatsächlich verletzt. Absurd, dass ich deswegen erleichtert bin. Ich glaube, ich hätte mich geschämt, so ein Gewese veranstaltet zu haben, wäre er es nicht.

Wir sind zu spät gekommen, um noch zu helfen. Aber natürlich, übersetzt Luise für mich, dürfen wir morgen ins Kranichzentrum kommen und uns erkundigen, wie es dem Patienten geht.

Auf dem Rückweg denke ich über unser Gespräch nach. »Vielleicht sollten wir beide uns die Zeit nehmen und wandern gehen. Nur ein paar Tage.«

Sie seufzt. »Wäre schön. Aber wird am Ende doch nichts.« Etwas an ihrem Ton stört mich.

»Wenn wir uns das fest vornehmen ...«

»Dann wird dir dennoch in letzter Minute was einfallen, warum es gerade nicht passt.«

Vor Verblüffung bleibe ich stehen. »Was soll das denn bitte heißen?«

»Nichts«, sagt Luise. »Nur dass du ... ach, egal. Wenn ich es dir nicht sagen kann, wer dann? Du suchst einfach normalerweise sehr viel akribischer Gründe, aus denen etwas nicht geht, als Gründe, etwas zu tun. Und gern eben auch mal in letzter Minute.«

Über uns zieht ein Kranichschwarm hinweg. Das laute Rufen mischt sich mit dem Dauerkonzert über dem See. Ich will mich verteidigen, Luise beweisen, wie unrecht sie hat, aber mir fällt nichts ein außer ein lahmes »So schlimm ist es auch nicht«, für das ich mich schon während des Aussprechens schäme. Selbst in meinen eigenen Ohren klingt es, als sei ich fünfzehn statt fünfundfünfzig. Ich hoffe, Luise hat es nicht gehört.

»Dabei ist die Welt so groß.« Sie deutet nach oben. »So erlebens- und genießenswert. Man braucht keine Gründe zu suchen, um Erfahrungen zu vermeiden.«

»Ich ...«

»Überall sind Möglichkeiten, weißt du noch? Und wenn du irgendwann in hoffentlich ferner Zukunft stirbst, wirst du ganz bestimmt nicht bereuen, zu viele Abenteuer erlebt zu haben, sondern jeden Grund, den du gefunden hast, es nicht zu tun.« Luises Wangen sind gerötet, und in ihren Augen brennt ein Feuer. Luise ist gut mit Abenteuern.

Wäre sie das nicht, wäre sie damals wohl nicht nach Schweden ausgewandert, hätte nicht Peter mitsamt seinem Landgut geheiratet und trotzdem weiter als Musikerin gearbeitet. Wenn wir früher zu telefonieren versuchten, während ich im fleckigen Stillshirt mit ungekämmten Haaren die schreiende Sophie im Stubenwagen schuckelte, sah ich immer Luise vor mir, wie sie mit einer Hand schwedische Erdbeermarmelade rührte, mit der anderen Geige übte und dabei lächelnd auf und ab wippte, weil Kristoffer vor ihrem Bauch im Tragetuch schlief.

Sophie wollte nie ins Tragetuch.

»Wir könnten es zumindest planen«, sage ich und lächle bei der Vorstellung. »Irgendwo wandern oder Rad fahren. Vielleicht im nächsten Sommer?«

»Das wäre schön.«

»Ein paar Tage nur.«

»Das bekomme ich vielleicht hin. Muss ich mit den Kindern besprechen. Sie haben mich fest eingeplant wegen Ludvig und der Kleinen.«

»Aber ein paar Tage werden sie doch ...« Ich unterbreche mich. Ich habe nicht das Recht, Luises Prioritäten zu hinter-

fragen. Und wer weiß, vielleicht wären meine genauso, hätte ich eine Familie wie ihre.

Eva lächelt ebenfalls. »Du bist frei, Eva. Du hast keine Verantwortung mehr für irgendjemanden außer dir. Falls du jemals auf Abenteuer gehst, tu es für mich mit.«

Auf Lindgård empfängt uns Musik, ein ABBA-Song, dessen Titel mir nicht einfällt. Wir hören ihn schon auf dem Hof, und durch das große Fenster können wir erkennen, dass fast die ganze Familie dabei ist. Kristoffer sitzt am Klavier, Kia spielt Horn, Ludvig trommelt einigermaßen passend dazu auf einem Xylofon herum. Anna spielt Geige. Erstaunlich flink bearbeiten ihre knotigen Finger die Saiten. Peter tanzt mit dem Baby Märta auf dem Arm durchs Wohnzimmer.

»Wunderbar.« Luise beschleunigt die Schritte. Ihre Augen leuchten. »Komm, wir spielen mit.«

»Ich hab seit Jahren keine Musik gemacht.«

»Dann singst du. Oder du nimmst das Saxophon.«

Mittlerweile haben wir die Schuhe ausgezogen.

»Ich werde keine fünf Minuten durchhalten. Mein Ansatz ist seit dreißig Jahren nicht trainiert.«

»Mimimi.« Luise ist schon an der Salontür.

In mir streiten zwei Stimmen so vehement, dass ich nur wie angewachsen dastehen kann. So gern möchte ich mich dieser Musik, dieser Freude, einfach hingeben. Und gleichzeitig möchte ich davor davonlaufen.

»Eva?«

»Komme.«

Wir werden lautstark begrüßt. Luise nimmt sich ihre Viola und stattet mich mit einem Saxophon aus. Es ist

ein wenig eingestaubt, ich wische das Metall mit der Hand wenigstens ein wenig blank. Ich werde mich höllisch blamieren.

Aber irgendwie macht die Tatsache, dass es ein Saxophon ist, die Sache leichter. Das Instrument und ich, wir haben keine Geschichte miteinander. Es erwartet nicht, dass ich weiß, was ich tue. Bis auf das Mundstück hat es wenig mit der Klarinette gemein, und ich habe im Studium nur ein paarmal zum Spaß auf einem Saxophon gespielt.

»Alle bereit?«, fragt Kristoffer.

»Ja«, sagt Luise, und ich zwinge mich zum Nicken. Es ist nur Wohnzimmermusik, mit einem Saxophon.

Kristoffer schlägt die ersten Töne an, ich hebe das Instrument an die Lippen.

Zu meinem Erstaunen erinnern meine Finger sich, und wir spielen. Wir spielen ABBA und die Beatles und arbeiten uns dann vor zu ein paar Achtzigerjahrehits. Natürlich habe ich keine Muskeln mehr in den Lippen, und mein Zwerchfell macht auch relativ schnell schlapp, aber, bei Gott, habe ich Spaß.

Später, als die Kinder im Bett sind und Ruhe eingekehrt ist, sitzen wir zu zweit am Kaminfeuer, blicken in die Flammen und schweigen. Leise Klaviermusik von Clara Schumann kommt aus unsichtbaren Lautsprechern, irgendwo im Haus unterhalten sich Peter und Kia. Sähe man Luise und mich von außen, in diesem schwedischen Wohnzimmer mit den hellgelben Wänden und den stilvollen Landhausmöbeln, wir wären ein Bild vollkommenen Friedens. Ich denke an den Kranich, dessen Eltern ihn vielleicht immer noch suchen. An Sophie, von der ich so lange nichts gehört habe und die immer noch nicht auf meine Nach-

richt geantwortet hat. An Luise, die nicht von ihren Enkelkindern wegwill. An Anton und Insa, die einfach so die Welt bereisen. Und an Luises Bemerkung über meine Feigheit vorhin. Ist es nicht eigenartig, wie etwas so Kleines wichtig sein kann?

Das Mädchen mit dem Schlitten

Wenn man acht Jahre alt ist und es über Wochen schneit und stürmt und wieder schneit und wenn man so viele Iglus gebaut und Schneemänner gerollt und Schlitten Berge im Wald hochgezogen hat, dass man ganz erfüllt ist vom Winter, dann erträgt man auch die Schneeschmelze. Und wenn man dort draußen zwischen Iglus und Schneemännern und Schussfahrten mit aufstiebendem Schnee eine neue beste Freundin gefunden hat, macht der Schneematsch sogar Spaß.

Beste Freundinnen zu finden, ist selten, aber als Eva zum ersten Mal Luises Lachen hörte, wusste sie, dass sie eine gefunden hatte. Den ganzen Nachmittag schon waren sie gerodelt, jede mit ihrem eigenen Schlitten, und wie man es macht, wenn man jemanden nicht kennt, aber irgendwie interessant findet, hatten sie sich schüchtern angegrinst, sobald sie einander begegneten, die eine auf dem Weg nach oben, die andere kreischend auf dem Weg ins Tal.

Eva war an diesem Tag allein in den Wald gegangen, weil ihre Mutter arbeiten musste und Alex beim Fußballtraining war. Sowieso hätte Alex wieder Jan mitgenommen, und dann hätte er vorgegeben, Eva nicht zu kennen. Es war einfacher allein.

Dann tauchte dieses Mädchen auf. Sie trug den gleichen Schneeanzug wie Eva und ein ganz ähnliches Brillengestell,

und unter der Mütze lugten Zöpfe in einem Blond hervor, das nur wenig dunkler war als das von Evas Haaren. Eva entdeckte das Mädchen zuerst, weil sie sich oben auf dem Berg bereit machte zu fahren, während das Mädchen neben der Rodelbahn nach oben stapfte und dabei einen Schlitten zog, auf dem ein kleines Kind saß. Immer wieder drehte das Mädchen sich zu ihm um. Ihnen folgten eine Frau und ein Mann, die sich an den Händen hielten, und dahinter eine schlecht gelaunte Jugendliche, die bestimmt mindestens dreizehn war.

In dem Moment wünschte Eva sich, doch nicht allein hier zu sein.

Sie saß auf ihrem Schlitten, die Füße nach vorn gestreckt, und betrachtete die Familie – denn es war eindeutig eine Familie – des Mädchens, das so aussah wie sie.

»Fährst du jetzt, oder was?«, sagte ein großer Junge hinter ihr, an den sie gar nicht mehr gedacht hatte. »Weil, sonst fahr ich nämlich.«

Eva antwortete nicht, sondern stieß sich ab und fuhr. Normalerweise tat sie das still, denn das Rodeln war eine Sache zwischen ihr und dem Wald und dem Schnee, aber jetzt wollte sie, dass das Mädchen sie bemerkte, also rief sie: »Achtung, Bahn frei!«, und schoss ganz nah an ihr vorbei.

Das Mädchen hieß Luise, das bekam Eva schnell mit, weil die Mutter immer Sachen rief wie: »Luise, fährst du gleich noch mal mit Anton?« oder »Eine halbe Stunde noch, Luise!«.

Lange war immer eine von ihnen unten und die andere oben, aber irgendwann dachte Eva, dass es Zeit sei, nach Hause zu gehen, und legte ihre Wollhandschuhe auf den Schlitten, um die Ärmel der Schneekappe hochzuschieben und auf die Armbanduhr zu sehen.

Und gerade da kam Luise angefegt, hackte ihren Fuß in die Rodelbahn, zog eine Kurve und landete zwei Meter neben Eva im Tiefschnee, während der Schlitten ein Stück weit in den Wald fuhr. Laut lachend und völlig vergeblich versuchte sie, wieder auf die Beine zu kommen, aber sie konnte sich nirgends abstützen, weil ihre Hände immer wegsackten. Also krabbelte sie kichernd durch den Schnee, und Eva ließ ihren Schlitten neben der Rodelbahn stehen und watete Luise entgegen.

Sie streckte ihr die Hand hin, Luise ergriff sie mit ihrem Handschuh. Evas Hand wurde kalt, doch das störte sie nicht.

»Wir haben die gleiche Jacke«, sagte Luise.

»Ja«, sagte Eva.

»Und die gleiche Brille.«

»Ja.«

»Ich heiße Luise.«

»Ich heiße Eva.«

Sophie

»Hallo, Sophie, mein kleiner Sonnenschein.«

»Hast du meine Nummer jetzt doch eingespeichert?«

»Die kann ich auswendig. In meinem Alter muss man ein bisschen auf sein Gehirn achten, weißt du. Es genügt, dass ich beim Einkaufen immer die Hälfte vergesse und dann meinen Porsche die ganze Strecke noch mal zurück-schieben muss.«

»Äh ... Einkaufszettel?«

»Gehirnjogging, sagte ich doch.«

»Dschogging, Oma, nicht mit J.«

»Gehirn-Dschogging, Klugscheißerchen.«

»Klingt vor allem nach Rollator-Dschogging.«

»Komm du erst mal in mein Alter. Und hör auf zu lachen, du freches Küken. Ich höre das.«

»Ich höre das bei dir auch. Du bist übrigens dran. Ich hab extra eine App installiert, die mich erinnert, wer dran ist.«

»Mein Kalender weiß das auch ohne App. Manchmal ist die moderne Technik ja ganz nützlich, aber hierfür finde ich sie ein wenig unnötig.«

»Boah, Oma!«

»Schon gut, schon gut. Ich bin dran. Die gute Nachricht des Tages stammt heute aus einer Zeitschrift, die bei deinem Opa im Pflegeheim im Esszimmer lag.«

»Ich bin gespannt.«

»Es geht um Kamerunflussdelfine im Senegal. Sie sind noch nicht außer Gefahr, aber der Bestand erholt sich. Das ist doch wohl eine gute Nachricht, oder was meinst du? Immerhin vierhundert Tiere wurden wohl gezählt.«

»Das klingt noch nicht nach besonders viel.«

»Aber es ist besser als nichts. Lektion fürs Leben von deiner alten Oma: Man muss immer die Hoffnung behalten.«

»Okay, es ist eine gute Nachricht. Wie sieht so ein Kamerunflussdelfin aus?«

»Wie ein Delfin eben. Mit einem Buckel allerdings. Passt ja dann zu mir.«

»Zu mir sagst du immer, ich soll freundlich mit mir selbst sein.«

»Buckel, mein Schätzchen, ist nicht unfreundlich, sondern eine Tatsache. Aber ich mache immer brav Gymnastik, damit es nicht schlimmer wird. Schließlich will ich dir noch eine Weile erhalten bleiben.«

»Ich hab dich lieb, Oma.«

»Ich dich auch, Sonnenscheinchen. Erzähl mir: Was hast du heute gut gemacht?«

»Easy. Ich habe die Wickelunterlage nicht selbst gekauft, die ich mir von dir wünschen will.«

»Das hast du wirklich sehr gut gemacht. Jetzt musst du mir nur noch sagen, was das für eine Unterlage ist.«

»Ich schicke dir einen Link.«

»Du kannst es mir auch einfach sagen.«

»Gibt da verschiedene Versionen, Link ist einfacher.«

»Ich komme nicht drumrum, dieses Internet zu benutzen, oder?«

»Nope, sorry. Aber jetzt sag du: Was hast du heute gut gemacht?«

»Oh, Kindchen, ich bin zu Fuß zum Katzenkuscheln ins Tierheim gegangen, statt mit dem Bus zu fahren, obwohl mein inneres Faultier ganz schön laut gejammert hat.«

»Das hast du richtig gut gemacht, Oma. Soll das fiese Faultier nur jammern! Ich bin stolz auf dich. Wie geht es den Katzen?«

»Gut so weit. Willibald – weißt du noch, der kleine dreibeinige Kater, von dem ich erzählt habe? –, er hat ein Zuhause gefunden. Und Minnie hat sich freiwillig auf meinen Schoß getraut.«

»Das klingt superschön. Auch wenn ich ja ein bisschen gehofft habe, du würdest Willibald ganz zu dir nehmen.«

»Dann hätte ich ja keinen Grund mehr, ins Tierheim zu gehen. Und was wird dann aus meinem Fitnessprogramm und vor allem aus all den anderen Katzen?«

»Ich sagte, dass ich dich liebhabe, Oma, oder?«

»Das eine oder andere Mal, und das ist auch gut so. Übrigens finde ich, du solltest deiner Mama sagen, dass sie Oma wird.«

»Das Thema ist jetzt ein bisschen, wie zum Zahnarzt zu müssen, nachdem man gerade noch so schön in der Sonne saß. Oder so.«

»Sei nicht so dramatisch, Küken.«

»Das ist nicht dramatisch. Eva wird nicht Oma, nur weil ich ein Kind bekomme. Mit einer Oma hat man einen liebevollen Kontakt, und Eva und ich haben den nun nicht gerade. Ehrlich gesagt, wüsste ich auch nicht, warum sie ihn mit meinem Kind haben sollte.«

»Denk darüber nach, es könnte auch was zwischen euch heilen.«

»Willst du heute eigentlich noch zum Bridgeabend mit